

(Nachdruck verboten.)

18)

## „Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.

Von Karl Fischer.

### Manöver!

Der zum Ueberdruß gewordene Garnisondienst war für die Jungen auf Wochen unterbrochen, für die Alten zu Ende. Jeden Tag gab es etwas Neues zu sehen. Der Kasernen-drill war vergessen. Alles war in Aufregung — in Manöver-laune.

Die Anstrengungen im Standquartier und bei den Brigade- und Divisionsübungen waren für die meisten noch leicht zu ertragen.

Die Einwohner der kleinen Ortschaften verpflegten die gemeinen Soldaten mit rührender Sorgfalt. Nur hin und wieder fand ein Unteroffizier die Behandlung und Beköstigung seitens seiner Quartierleute nicht seinem Rang entsprechend.

Wie umgewandelt war überhaupt das ganze Unteroffizierskorps. Selten hörte man ein Schimpfwort, wie etwa aus dem Kasernenhof. Sie besleißigten sich eines ganz andern Tons den Mannschaften gegenüber. Bei den Appellen, die immer auf einem freien Platze im Orte abgehalten wurden, kamen nicht entfernt so viele Meldungen wegen schlechten Putzens oder unsaubern Anzugs vor wie in der Kaserne. Oft wurde da ein Auge zugeblickt. Das war hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß verschiedene Neugierige aus dem Orte den Appellplatz umstanden. Unter diesen waren oft Burken, die ihre Dienstzeit hinter sich hatten und eine schlechte Erinnerung an die Unteroffiziere nicht los wurden. Vor diesen hüteten sich die Korporalschaftsführer.

Volters Kompagnie war für sich in einem Ort einquartiert, so daß er seinem Freund Weiner nur flüchtig beim Exerzieren von weitem grüßend zusehen konnte.

Das Korpsmanöver war abwechslungsreicher, aber auch anstrengender. Jeden Tag ein anderes Ortsquartier und große Marsche. Einige von der ersten Kompagnie waren fußkrank geworden und mußten mit der Bagage hinterher gefahren werden, bis sie wieder marschtüchtig waren. Zwei Mann kamen zurück in das Garnisonlazarett. Alle, die nicht mehr mitmachen konnten, auf den Marschen ohnmächtig wurden, militärisch: schlapp machten, gehörten zum sogenannten Schwamm.

Volter war von allen Manöverübungen verschont geblieben, und seinem Freunde Weiner ging es auch noch ganz gut.

In den letzten Tagen des Korpsmanövers wurden ganz gewaltige Anforderungen an die Soldaten gestellt. Nachts oft bivakieren — ungenügendes Essen — und fast Tag und Nacht auf den Beinen. Dabei eine drückende, schwüle Luft. Alltäglich kamen Ohnmachten vor infolge von Ueberanstrengung während des Marsches.

In langen Reihen zogen die Marschkolonnen über die Landstraßen. Kompagnie reihte sich an Kompagnie. Der drittlaste Tag des Manövers war für Volters Regiment der schwerste. Morgens kam es aus dem Bivak. Früh halb zwei Uhr wurde aufgebrochen und ohne Aufenthalt marschiert bis zum Gefecht, das zwei Uhr mittags begann. Nach dem Gefecht eine kleine Ruhepause, und gegen vier Uhr ging es weiter, bis halb neun Uhr abends. Dann wieder Bivak. Am Nachmittag waren alle aufs höchste ermüdet. Die Marschkolonnen waren in einen Schweiß- und Staubbampf eingehüllt. Alle Augenblicke stürzte einer aus dem Glied ohnmächtig zusammen und in den Straßengraben. Jeder keuchte unter der Last des Tornisters.

Volter glaubte sich am Ende seiner Kraft. Sein ganzer Anzug war von Schweiß naß. Sein Hemd klebte am Körper. Sobald er mit der rechten Hand seinen Helm kühlte, schob ihm der angesammelte Schweiß übers Gesicht.

Durch eine prachtvolle hügelige Landschaft zog sich die Militärmasse. Keiner hatte Augen für die Natur. Ab und zu wandte einmal ein schweißiges Gesicht den flüchtigen Blick seitwärts. Den Tornister des Vordermannes, die Landstraße — weiter sieht der stumpsinnig marschierende Soldat nichts.

Keiner redete ein Wort. Eintönig vernahm man die regelmäßigen Tritte der Soldaten. Jeder war nur von dem einen Gedanken erfüllt, dem einen Ziel: daß der Marsch und alle Anstrengung zu Ende wäre und Ruhe, Ruhe! folgte.

Volter merkte, wie er gar nicht mehr Herr seiner selbst war. Wie eine willenlose Maschine ließ er sich treiben. Seine Beine liefen nicht. Seine Stiefel setzten sie in Bewegung. Ohne Empfindung klatschten seine Füße bei jedem Schritt auf die Landstraße. Sein Kopf dünkte ihm der Wille seines ganzen Körpers. Er fühlte gar nicht den Schmerz des Scheuerns seiner Strümpfe, die sich in Falten gelegt hatten. Auch die Tornisterriemen rieben gerade über den Hosen-träger-schnallen durch den Rock seine Schultern blutig. Sein Körper und Geist waren bis zur Erschöpfung so ermüdet, daß er, gegen alles apathisch, im Glied weitertrötete.

Die Landstraße zog sich über eine Anhöhe hin. Durch ein langes, breites Tal zog die lange Schlange der Marschkolonnen. Auf der Höhe angekommen, erhob Volter seinen Kopf und seinen Blick fesselte der lange dunkle Streifen auf der Chaussee, wie er, so weit sein Auge reichte, sich über die Landschaft dahin schlängelte. Nur Helme, nichts als Helme mit Metallspitzen, die im Sonnenschein funkelten. Unter diesen wußte er Menschen, so jung wie er, keuchend unter der Last der Anstrengung wie er. Er fühlte tief, wie bleiern der Zwang alle seine Kameraden drückte. Dieser Anblick wurde ihm zum Ausgangspunkt vernünftigen Denkens. Es durchschauerte ihn mit neuer Kraft, wie er das todmatte Weiter-schleppen der jungen Menschen um sich sah.

Alle dachten ähnlich wie Volter, ein aufgezwungener Wille trieb sie vorwärts. Eine Staubwolke, der penetrante Schweißgeruch, verband alle zu einer Masse eines sich weiter-wälzenden Menschenknäuels.

Plötzlich hätte Volter ausschreien mögen. Sein Freund Weiner, von der vor der ersten marschierenden Kompagnie, lag im Straßenrain ohne Bewußtsein. Der Helm war ihm vom Kopfe gefallen und wie tot war die Farbe seines Gesichts. Volter wollte seinen Augen nicht trauen, blickte, wie er vorüber war, noch einmal zurück und sah, wie sich ein hinzugekommener Sanitätsgefreiter bereits um den Kranken mühte. Instinktiv wollte er umkehren — zu ihm, ihm zu helfen — ihn beim Namen rufen. Seine Müdigkeit war in diesem Moment ganz vergessen. Eine furchtbare Angst ließ ihn kaum atmen. Wie ein elektrischer Strom ging es ihm durch den ganzen Körper. Er konnte keinen Gedanken festhalten. Sein ganzes, verworrenes Empfinden galt seinem Freunde — zu ihm zog es ihn. Er wollte zurückbleiben! — Maschinenmäßig klappten seine Stiefelsohlen auf den Boden. Sein Rock bewegte sich vorwärts im Glied. Er mußte weiter! Keine Gewalt hatte er über sich. Mit seiner Kleidung war er verwachsen. Der Wille, der ihn leitete, war sein Rock. Hilflos war er wie ein Kind. Er sah sich als ein Stück von einer riesigen Fleischmasse, die sich, in Tuch gehüllt, dampfend über die Erde dahinwälzte.

In der Ferne — wie einen Schein — gewahrte er die Gestalt seiner Braut, wie sie mit immer ängstlicher werdendem Gesicht dem vorüberziehenden Menschenstrom nachblickte. Plötzlich hefteten sich ihre Augen auf einen weißen Punkt am Straßenrain. Ein Schauer durchfuhr ihren Körper. Volter folgte ihrem Blick und sah das weiße, tote Gesicht seines Freundes. Dessen Augen blickten erlöschend unter den halbgeschlossenen Lidern gläsern hervor. Im Geiste las Volter alle Seelenkämpfe, alle trüben Erfahrungen, alle Leiden aus des Freundes schmerzvoll verzogenem Gesicht.

Eine furchtbare Wut kam über ihn, die ihn halb wahn-sinnig machte. Seine rechte Hand umkrallte wie im Fieber den Schaft seines Gewehrs, das über seiner Schulter lag. Und dann plötzlich füllten sich seine Augen mit einem Tränenstrom, der sich über die Wangen ergoß. Der Schweiß seiner Stirn mischte sich mit den bitteren Tränen und tropfte auf den Uniformrock und seine Patronentaschen.

Wie eine Erlösung aus furchtbarer Gefahr kam es jetzt über ihn. Er begann wieder klar zu denken. Im gewöhnlichen Marschtempo setzte er Schritt vor Schritt seine Füße vorwärts. Nur ein dumpfes Schmerzgefühl fühlte er noch in der Erinnerung an seinen Freund.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

# Die Tortur und ihre Abschaffung.

6] Von Riels Müller.  
(Schluß.)

Wenn man immer auf vorurteilsfreie Richter rechnen könnte, wäre die Sache noch gar nicht so schlimm. Sie würden die Formen mit einem materiellen Beweis auszufüllen verstehen. Wenn aber die Richter Durchschnittsmenschen sind, stellt sich auch sofort der Schaden ein. Sie sind dann den vielen unsichtbaren Kräften unterworfen, die ihnen das Aussehen der Dinge verändern; sie werden von ihrem körperlichen Wohlbefinden bestimmt, ihrer Leidenschaften, ihren Vorurteilen, ihren Parteimeinungen, von der höheren oder geringeren Stellung des Angeklagten. Die formellen Beweisregeln garantieren zwar ein gewisses Minimum des Beweises; sie hindern den Richter aber daran, jeden Fall nach seiner besonderen Bedingungen zu untersuchen. Sie machen ihn zu einem Buchstabenmenschen, während er ein Künstler sein sollte. Wenn die Richter unter allen Umständen „Resultate erzielen wollen und die formelle Betrachtungsweise ihnen ins Blut übergegangen ist, werden sie von einer wahren Brunnst nach Geständnissen besessen. Geständnisse um jeden Preis — ganz gleichgültig, ob sie durch Drohungen oder Gewalt oder Verlockungen oder Hinterlist erzielt werden. Wenn nur der Buchstabe des Gesetzes auf ihrer Seite ist, gehen sie stierköpfig darauf los, ohne Rücksicht auf Blut und Tränen. Es gibt, wie Beccaria sagt, Richter, die augenscheinlich nicht die Wahrheit suchen, sondern unter allen Umständen ein Verbrechen beweisen wollen. Folter-Richter, die nach Blut dürsten, nicht um dem verletzten Gesetz eine Genugtuung zu schaffen, sondern im Interesse ihres eigenen Renommées, Menschen, die immer neue Foltermethoden erfinden, weil es ihnen schließlich eine Freude geworden ist, den Angeklagten zu quälen. Auf diese Weise entwickelten sich die großen „Kriminalisten“, die von Voltaire in dieser Weise gekennzeichnet werden: „Maslierte Barbaren, die den Angeklagten in die Falle locken! Sie lügen frech, um die Wahrheit zu entdecken, sie schüchtern die Zeugen ein und fangen sie auf diese Weise in Widersprüchen, sie graben veraltete Gesetze aus und wenden sie in einer Zeit an, in die sie gar nicht mehr hineingehören, sie schwächen alles ab, das einem Unglücklichen als Stütze dienen könnte, sie untertreiben alles, was ihn fällen kann, sie benehmen sich nicht als Richter, sondern als Feinde.“ Im besonderen wird der Widerspruch ihre Freude und ihr Entzücken. Wenn sie ihren Finger auf einen kleinen Widerspruch legen können, leuchten ihre Augen auf — es ist, als ob sie eine Verurteilung witterten. Und doch ist ein Widerspruch, recht betrachtet, nur von sehr geringer Bedeutung. Beccaria sagt mit Recht: „Die Furcht vor Strafe, die Unsicherheit dem Gericht gegenüber, der imponierende Apparat, die Autorität der Richter, die menschliche Unwissenheit — all das kann sowohl den Unschuldigen wie den Schuldigen in einen Widerspruch hineinjagen. Wenn man ruhig ist, widerspricht man sich oft; wieviel mehr denn nicht in der seelischen Aufregung eines Angeklagten, der vor Gericht geladen ist und sich vor einer Gefahr retten soll.“

Die Anwendung der Folter zeigt am deutlichsten, wohin der Geschäftseifer der Richter und ein äußerlicher Buchstabendienst führen können, sie zeigt aber noch mehr. Man sieht auch sonst, wie Richter auf der Jagd nach einem Geständnis ganz und gar vergessen, daß auch der Angeklagte dem Schutz der Gesetze untersteht. Anstatt nach einem Geständnis zu jagen, sollte der Richter lieber so viele Tatsachen zusammenzubringen suchen, daß das persönliche Geständnis überflüssig würde. Das wäre in der Tat ein Triumph, er ist aber freilich nicht so billig zu erhalten, wie unter Umständen ein Geständnis.

Daß man die eigentliche Folter abgeschafft hat, ist richtig. Damit ist aber noch gar nicht gesagt, daß es nicht auch heute indirekte Zwangsmittel gibt, die im Geist der alten Tortur zu wirken vermögen. Sie erscheinen freilich nicht wie die Schreckbilder der alten Zeit, die heute nur noch im Panoptikum gezeigt werden, sie haben einen mehr polierten Anstrich bekommen. Die alte brutige Quälerei würde sich heute gar nicht gut ausnehmen. Das augenblickliche Geschlecht hat nicht mehr die Nerben, die zu ihrer Anwendung erforderlich wären; man kann nicht mehr, wie es Cicero noch konnte, über eine unmenschliche Tortur mit einem kleinen Wis hinweggehen; die Menschen des 16. Jahrhunderts waren durch tägliches Hinrichten und Häuten abgehärtet; das ist man heute nicht mehr. Es gibt aber auch Zwangsmittel, die man mit reinen Händen brauchen kann. Man braucht nur von der Wiperlichen zur seelischen Folter überzugehen. Das ist ein überaus anständiger Zwang; man hört keinen Schrei, es fließt kein Blut, es werden keine Knochen zerbrochen. Im wesentlichen aber ist dieses Zwangsmittel von den älteren gar nicht verschieden. Seine Anwendung zeugt von seelischer Rohheit; es kränkt das Recht des Menschen, genau wie es früher die Tortur tat, es verhängt eine Strafe über ihn, bevor noch das Urteil gefallen ist. Und es ist ein geistiges Armutzeugnis für den Richter.

Als ein solches Zwangsmittel wird heute die unbegrenzte Untersuchungshaft gebraucht. Ohne dem Angeklagten die Haut zu ritzen, kann ein richterlicher Untersuchungsrichter ihr mancherlei Qualen unterwerfen — den Qualen der Einsamkeit, der bangen Besorgnis um das Wohl der Familie, dem Verlust

seiner Lebensstellung, der quälenden Ungewißheit, die der grausamste Mittel der Unglücklichen ist. Das sind Schmerzen, die in ihrer Art einen ebenso harten Zwang ausüben wie verrenkte Gliedmaßen oder verbrannte Fußsohlen. Was die alte Tortur in jäher Grausamkeit voraus hatte, kann hier durch die lange Dauer ersetzt werden. Früher war die Tortur wie ein Messerstich, jetzt gleicht sie 1000 Nadelstichen, und das letztere kann so sehr schmerzen wie das erstere. Und wie die körperlichen Qualen am stärksten den Schwachen beeinflussen, so die seelischen am meisten den geistig Feinen. Sie sind darum auch genau so unüberläßig wie die alte Folterbank. Eine harte Natur läßt sich nicht anfechten, wenn aber eine schwache nachgibt, weiß man nie, ob ihr Geständnis nicht in den erduldeten seelischen Qualen ihren Grund hat.

Die Männer, vor denen die Agitation gegen die Folter ausging, wußten auch sehr wohl, daß die Untersuchungshaft in derselben Weise gebraucht werden konnte. Beccaria zieht darum dieser Haft vernünftige Grenzen und greift ihren Mißbrauch an. Je schneller die Strafe dem Verbrechen folgt, um so gewächter und nützlicher ist sie, führt er aus. Sie ist gerechter, weil sie dem Angeklagten die harten Qualen der Ungewißheit erspart und weil sie die Untersuchungshaft abtötzt, die auch eine Strafe ist und darum dem Urteil nicht vorausgehen darf. Die Haft darf nur verhängt werden, um einen Bürger bis zum Tag des Urteils zu bewachen. Da sie den Charakter einer Strafe trägt, muß sie so kurz wie möglich und so mild wie möglich sein. Sie soll einzig und allein die Flucht verhindern und einer Verdunkelung des Tatbestandes vorbeugen.

Die Garantien der Rechtssicherheit können nicht durch Formen und Regeln geschaffen werden, sie werden am ehesten erreicht, wenn die Richter von einem starken Gefühl des Respekts vor dem Recht des einzelnen Menschen durchdrungen werden. Das erfordert Zeit und Arbeit, denn die meisten Menschen führen die Zivilisation zwar im Munde, aber sie wohnt nicht in ihrem Herzen. Obwohl seit der Verkündung der Menschenrechte über 100 Jahre vergangen sind, wird noch viel Wasser ins Meer laufen, bevor sie den Menschen in Fleisch und Blut übergegangen sind.

Im besonderen wird dieser Prozeß sich bei den Richtern sehr langsam vollziehen. Ihre Ausbildung und ihre Tätigkeit haben den Buchstaben dienst in ihnen großgezogen und sie werden die Farbe ihres Handwerks nicht so leicht von den Händen bekommen. Sie haben sich in ein System hineingelebt, und sie werden den Angreifern sagen, daß sie die Feinheiten dieses Systems nicht zu würdigen wüßten. Wer indessen ein System beurteilen will, darf nicht selber von ihm in Fesseln geschlagen sein; er muß sich a u ß e r h a l b befinden. Wenn man sich weit über die Erde erheben könnte, würde man freilich nicht die Häuser und die Einzelheiten unterscheiden, aber die Form der Erde würde man erkennen können. Wer innerhalb eines Systems lebt, kann es nicht überblicken, aber wer außerhalb steht, kann es, obwohl ihm die Kenntnis der Einzelheiten fehlen mag. Fehlt ihm diese Kenntnis, so kann sie ihm auch den Blick nicht verwirren. Er ertrinkt nicht in den Einzelheiten, er überzieht die Linien des Ganzen und erkennt es besser als der Fachmann.

## Die erste Berliner Landtagswahl.

Seit die Berliner nach der Märzrevolution zum ersten Male berufen waren, Abgeordnete zur preussischen Volksvertretung zu wählen, sind nun mehr als sechzig Jahre verfloßen. Bei diesen ersten Berliner Landtagswahlen vom 1. Mai 1848 ging es ganz erheblich anders zu als heutzutage. Schon im Wahlhystem bestand der große Unterschied, daß das Dreiklassenrecht noch nicht verübt war, sondern allgemeines, gleiches und geheimes Wahlrecht bestand. Der Hauptmangel des damaligen Landtagswahlrechts war die Indirektheit der Wahl, die Unterscheidung von Urwählern und Wahlmännern. Die demokratische Opposition gegen dieses Erzeugnis liberaler Angst vor den Massen bewirkte, daß die Berliner Wahlbewegung, die seit Mitte April lebhaft einsetzte, gleichzeitig zum Teil den Charakter einer Wahlrechtsbewegung an sich hatte. Die Mitglieder des Volkswahlkomitees, um das sich radikalere Bestandteile der Bevölkerung gruppieren, erblickten ihre Hauptaufgabe zunächst darin, noch für die Wahl am 1. Mai die Einführung direkter Wahlen der Abgeordneten, ohne Einschlebung von Wahlmännern, durchzusetzen. Zu dem Zweck sollte am Gründonnerstag, den 20. April 1848, eine Massendemonstration stattfinden, die sich vom Alexanderplatz nach dem Schloß bewegen sollte, um den Ministern eindringlich vor Augen zu führen, daß hinter der Forderung der direkten Wahl große Volksmengen ständen. Die Demonstration war als eine durchaus friedliche gedacht. Diese ausdrücklich hundegebene Absicht des Volkswahlkomitees hinderte aber nicht, daß sich in den weitesten Kreisen des Berliner Bürgertums alsbald ein wahres Wutgefühl erhob. In den Augen der Angstmeier ging die ganze Geschichte eigentlich gar nicht um das Wahlverfahren, sondern man zitterte vor einem allgemeinen Proletariatsaufstand, sah schon die Arbeitslosen über den Bürgermann herfallen, um ihn auszuplündern. So erging denn ein Verbot der Demonstration, und die Bürgervwehr, die bewaffnete Organisation des nichtproletarischen Teiles der Berliner Einwohnerschaft, wurde aufgeboden, um die Ordnung zu retten. Angesichts der Tatsache, daß die wild-

gewordenen Whifister offenbar die Abficht hatten, auch auf eine ganz friedliche, unbewaffnete Demonstration ihre Aufhübe abzugeben, waren im Volkswahlkomitee die Anfichten geteilt, ob man gut daran tue, an dem geplanten Umzuge festzuhalten. Eine starke Minderheit trat aus dem Komitee aus, darunter auch die beiden Hauptleiter der eben einsetzenden Organisationsbestrebungen des Berliner Proletariats, der Schriftfeger Stefan Vorn und der Goldarbeiter Wisla, beides Sozialisten. Sie waren schon als „Kommunisten“ und „Anarchisten“ von den kleinbürgerlichen Demokraten im Wahlkomitee angefeindet worden. Wenn sie nun bei Gelegenheit der Demonstrationsfrage austraten, so hatte das offenbar keinen Grund darin, daß sie nicht der schiefen Bürgerwehr Gelegenheit zu einem Blutbade unter den unbewaffneten Arbeitern geben wollten, die in der Hauptsache den Zug gebildet haben würden. Aus der Demonstration wurde nur nichts, und am Gründonnerstag war, nach einem Berliner Witzwort jener Tage, alles ruhig mit Ausnahme der Bürgerwehr. Sie hielt, bis an die Pöbne bewaffnet, alle strategischen Punkte, besonders den Alexanderplatz, besetzt und hartete des Feindes, der nicht kommen wollte.

Seitdem verlief die Volksbewegung in den üblichen Gleisen. Die Presse arbeitete mächtig, und zahlreiche Volksversammlungen wurden täglich in allen Stadtvierteln abgehalten, in denen man Wahlmännerkandidaten ins Auge faßte, auch schon Kandidaten für die Abgeordnetenposten auftreten ließ. Die Zahl derer, die hierauf reflektierten, wurde immer größer. Schließlich waren im ganzen bei zehn zu vergebenden Sitzen 108 Kandidaten auf dem Platz. Die sich belämpfenden Gegensätze wurden im allgemeinen als liberal und konfervativ angesprochen. Die Konfervativen aber nannten sich selbst Konstitutionelle. Die Liberalen wieder zerfielen in gemäßigtere Liberale und in die mehr oder weniger „Entschiedenere“. Die radikalere bürgerliche Richtung repräsentierte der politische Klub, der neben den üblichen demokratischen Forderungen auch die Errichtung eines Arbeiterministeriums auf seinem Programm hatte, um auch dem Proletariat etwas zu bieten. Die Arbeiter, unter denen das Klassenbewußtsein eben erst zu erwachen anfing, leisteten im ganzen noch der bürgerlichen Demokratie Gefolgshaft, deren hochtrabende Redensarten sie noch im Vorn hielten. Indes strebte auch schon der mehr oder weniger sozialistisch denkende oder führende Teil der Arbeiterschaft, der sich seit dem 19. April um das Zentralkomitee für Arbeiter mit Vorn und Wisla an der Spitze zu scharen begann, auf die Wahlen zur Berliner Nationalversammlung Einfluß zu gewinnen, und, wie der Ausfall der Abgeordnetenwahlen zeigt, nicht ganz ohne Erfolg.

Der 1. Mai 1848 fiel auf einen Montag. Berlin hatte aber an diesem Tag ein durchaus feiertägliches Gepräge. Durch königliche Order war bestimmt worden, daß am 1. Mai die für die Sonn- und Feiertage geltenden Bestimmungen angewandt werden sollten. Alle Läden, Werkstätten und Fabriken waren geschlossen. In einer Zahl von über 80 000 strömten die Berliner Wähler den 140 Wahllokalen zu. Der öffentliche Sicherheitsdienst wurde, damit alle Stimmberechtigten erscheinen konnten, von den Bürgerwehrgewerten unter 24 Jahren, dem Studentenkorps, bewaffneten Gymnasialisten usw. versehen und zwar, ausdrücklicher Anordnung gemäß, in einer Weise, als ob das Einrücken eines gefährlichen Feindes jeden Augenblick zu erwarten sei. Es hieß, daß die Stadt von einem revolutionären Einbruch der Arbeiter, besonders der sogenannten Reiber, bedroht und das Eigentum gefährdet sei. Und so zogen unzählige Patrouillen durch die Straßen. Sie stießen aber nicht auf die kleinste Zusammenrottung. Die wahlberechtigten Arbeiter waren natürlich auch in den Wahllokalen, um ihr politisches Recht auszuüben.

Die Demokraten erklärten, von den Wahlmännerwahlen nicht unbefriedigt zu sein; indes liegen sich die Ergebnisse noch nicht übersehen. In den nächsten acht Tagen nach dem 1. Mai fanden öfters Wahlmännerversammlungen statt, wobei es mitunter sehr verworren und sehr stürmisch zuging. Am 8. Mai wurde dann in den fünf Wahlkreisen eine bunte Mischung von Vertretern der verschiedenen politischen Schattierungen gewählt. Die eine Hälfte der Ausverkorenen war mehr oder weniger bürgerlich radikal, die andere Hälfte teils gemäßigter liberal, teils mehr oder weniger konfervativ. Das merkwürdigste war, daß in der Jerusalemer Kirche, dem Wahllokale des dritten Kreises dieselben Wahlmänner einen Abgeordneten wählten, der auf der äußersten Rechten, und einen zweiten, der auf der äußersten Linken der Nationalversammlung Platz nahm. Dieser letztere, der Buchdruckereibesitzer Vebrennd, war zweimal gewählt. Er hatte es fertiggebracht, in seinem gedruckten Glaubensbekenntnis „eine republikanische Regierung und an der Spitze einen König“ zu fordern. An politischer Unklarheit und auch an unfreiwilligem Humor hatte die Wahlbewegung überhaupt eine ganze Menge zutage gefördert. Für jeden Abgeordneten war noch ein Stellvertreter zu wählen, und unter den Ergänzern war nun auch ein Arbeiter, Wisla vom Zentralkomitee. Er bekam 84 Wahlmännerstimmen, während die beiden zuvor erwählten eigentlichen Abgeordneten, Waldeck und Grabow, nur 64 bzw. 68 Stimmen erhalten hatten. Mehr war bei der damaligen großen numerischen Stärke des Kleinbürgertums und der politischen Unersahrenheit des Proletariats nicht zu erwarten. Die „Arbeiterzeitung“ rief ihren Lesern zu: „Ihr Arbeiter seid in bezug auf das Resultat der Wahlen ebenso zu bedauern wie der — Konstitutionelle Klub, nur daß ihr euch nicht wie dieser getäuscht habt.“ Die von Stefan Vorn re-

digierte „Verbrüderung“ schrieb im Herbst 1848 über den Ausfall der Frühjahrsahlen: „Das Volk wählte unter Anleitung der Bourgeoisie nicht die Männer seines Vertrauens (die ihm damals fehlten, weil ihm bisher alles öffentliche Leben gefehlt hatte), sondern die Vertreter der Bourgeoisie und glaubte nun blind genug, diese Leute würden das Interesse des Arbeiters, an das sie mit keiner Idee dachten, wahren und mit Nachdruck wahrnehmen.“

Mit diesem 48er Stand der Dinge braucht man bloß den heutigen zu vergleichen, um sich darüber klar zu werden, wie sehr sich die Zeiten seitdem geändert haben: in derselben Stadt Berlin, die 1848 bei allgemeinem, gleichem Wahlrecht bloß einen sozialistischen Arbeiter erwählte und aus bloß als Lückenbüßer, kann heute nicht einmal das elendeste aller Wahlhiebme das Proletariat verhindern, Vertreter seiner Interessen in den Landtag zu entsenden. a. o.

(Nachdruck verboten.)

## Allerlei Nasenweisheit.

Von Elise Kind.

Die Nase des Menschen ist ein merkwürdiges Gewächs: sie hat den Rücken vorn, die Flügel unten und die Wurzel oben. Trotz dieser offensibaren Verkehrtheit behauptet der Gesichtserker einen bevorzugten Platz im Einklang der menschlichen Sinnesorgane. „Eine gute Nase ist ein gesuchter Artikel, um Arbeit für die übrigen Sinne auszuwickeln“, wie Antolhos in Shakespeares „Wintermärchen“ sagt. Deshalb glaubt der Sprachgebrauch, einem alle „an der Nase ansetzen zu können“, ohne „naseweis“ zu sein. Wer aber eine „feine Nase“ hat, merkt sich bald Leute, die in „alles ihre Nase stecken“, obwohl sie doch wissen sollten, daß jede „Spürnase“ zuguterletzt ihren „Nasenflügel“ bekommt. So sehr uns manches „in die Nase sticht“, so müssen wir doch „die Nase davon lassen“, damit uns nicht etwa „die Tür vor der Nase zugemacht“ wird, und wir „mit langer Nase abziehen können“. Wenn man auch noch so sehr bemüht ist, „seiner Nase nachzugehen“ und „sich an seine eigene Nase zu fassen“, so kann es einem doch passieren, daß man „eine Nase erhält“, die man „einstecken“ muß. Das soll noch immerhin besser sein, als wenn einem „eine Nase gedreht“ oder man „an der Nase herumgeführt“ wird, da man besonders in dem letzten Fall noch das „Naserkümpfen“ der lieben Mitmenschen einzustehen hat, ohne darüber die „Nase hängen lassen“ zu dürfen. Am besten ist's, wenn man sich „nichts auf die Nase binden“ läßt, damit einem nicht noch hinterher eine „lange Nase gemacht“ wird.

Selbst bei Kanzler- und Ministerwechseln soll das Niedergang von einschneidender Bedeutung sein, wenn man Lavater glauben will, der in seinen „Physiognomischen Fragmenten“ ausruft: „O, Ihr Fürsten, wenn Ihr Eure Minister wählt, seht vor allem ihre Nase an!“ Bei Lavater sind die Menschen ganz einfach nach ihren Nasen zu charakterisieren. Nach ihm sind „die Werke aller Künstler unsterblich, deren Nasenrücken von der Wurzel an bis zum Knopfe parallel und von merklicher Breite ist.“ Eine richtige „Spürnase“ ist nach Lavater der Gründer des Jesuitenordens Ignatius Loyola gewesen, denn er behauptet von ihm, „er scheine alles von ferne zu riechen, was für und was wider ihn ist“.

Eine schöne Nase ist ein ebenso gesuchter wie seltener Artikel. Man findet tausend schöne Augenpaare, bevor man eine einzige vollendet entwidelte Nase konstatieren kann, die nie in einem häßlichen Gesicht sitzt. Es gibt eine Unzahl Anforderungen, die man an die „Nassische“ Schönheit der Nase stellt, und die armen Nasen haben es wirklich schwer, nur den kleinsten Teil dieser Ansprüche zu erfüllen. Sollte das die Ursache sein, daß die Liebeshyrl so wenige Strophen zum Preise der Nase der Geliebten enthält, während an schönen Augen und Lippen ein großer Ueberfluß darin zu finden ist?

Nur das Lied der Lieder, das „Hohelied Salomonis“, vergißt auch nicht, der Schönheit der Nase Erwähnung zu tun, von der es darin heißt: „Deine Nase ist wie der Turm auf Libanon, der gegen Damaskus siehet!“ Daß dieser Vergleich, der ein recht stattliches Nasengebäude zur Voraussetzung hat, nicht etwa satirisch gemeint ist, erhellt die vorhergehende Strophe, die lautet: „Du bist schön, meine Freundin, wie Thirza, lieblich wie Jerusalem, schrecklich wie Heerespitzen!“

Allgemein bevorzugt man im Leben die kleinen Nasen mehr als die großen, während in der Physiognomie große Nasen als ein Zeichen für schärferen Verstand gelten. So wird man niemals auf der Bühne einer Helden mit einer kleinen Stumpfnase darstellen, sondern adlernasige Masken für solche Rollen wählen. Die Anthropologie bemüht sich, nachzuweisen, daß innerhalb des menschlichen Geschlechts die Nase ein gewisses Massenmerkmal ist, nämlich je höher die Rasse, je größer und bestimmter ausgebildet die Nase. Es sei nur an die Negervölker erinnert, die eine flache, kurze Nase haben.

Einem Gesicht kann keine grauenhaftere Entstellung widerfahren als durch den Verlust der Nase, die die Römer den Ehrenschand des Antlitzes nannten. Diebe bestrafte man im Mittelalter durch Abschneiden der Nase, worauf Onkel Bräggis Wort hindert: „Daß Du die Näs ins Gesicht behälst!“ Bei den Tataren ist das Nasenabschneiden auch heute noch für Verberbstahl im Schwunge. Im alten Aegypten setzte man den Verlust der Nase als Strafe

auf Ehebruch, der von dem normannischen Gesetze Siziliens in gleicher Weise geahndet wurde. Das Byzantinische Reich brachte sogar gegen politische „Verbrecher“ diese Justiz in Anwendung, was besonders barbarisch anmutet.

Wenn auch das Nasenabschneiden nicht mehr üblich ist, so gehen doch noch immer viele Unglückliche ihrer Nase durch Krankheiten verlustig. Die neuere Medizin hat gegen diese schwer zu ertragende Entstellung in der Hervorbringung künstlicher Nasen ein Mittel gefunden, das den Schaden oft recht gut repariert. Der berühmte Chirurg Dieffenbach hat gegen zweihundert Operationen zum Ersatz verloren gegangener Nasen ausgeführt, und erzählte, daß ihm unter seinen Patienten geradezu schauerliche Fälle begegnet seien, und er mehrere Bände interessanter Memoiren über Menschen ohne Nasen hätte schreiben können. Die Nasenfabrikation hat solchen Aufschwung genommen, daß sich Leute, denen ihre Nase nicht gefällt, einfach eine kleine Abänderung daran vornehmen lassen.

Derselbe bedeutende Faktor wie in der äußeren Erscheinung des Menschen ist die Nase als organisches Glied, als das sie dreierlei Bestimmungen zu erfüllen hat: sie ist xstens Geruchsorgan, zweitens Hilfsapparat des Sprachorgans, und drittens ein Teil der Atmungsorgane.

Der Geruch ist ein unentbehrlicher Verbündeter des Geschmacks. Ohne ihn haben wir nur eine Empfindung von den größten Unterschieden der Speisen, von süß und bitter, von salzig und sauer, eine Beobachtung, die sich jedem unliebsam aufdrängt, der einen Schnupfen hat. Alle feineren Empfindungen des Geschmacks sind Wahrnehmungen des Geruchs; daher reden wir auch von einem Aroma der Speisen, der Früchte und des Weins. Die Nasenschleimhaut der Nase empfängt die Riechpartikel der genossenen Speisen hinten aus der Mundrachenhöhle mit dem Ausatemungsstrom, wodurch das Zustande kommt, was der aromatische Geschmack genannt wird.

Nicht nur für die Aufnahme von Speisen und Getränken, auch bei der Befriedigung jenes anderen Lebenshungers, für den das Wort Liebe geprägt ist, spielt der Geruchssinn eine unentbehrliche Rolle, an die hier nur kurz erinnert sein soll. Wollten wir da den Geschmackern, über die sich nicht streiten läßt, näher zu Leibe rücken, wir würden die größten Verschiedenheiten aufzudecken können. Was dem einen schön riecht, riecht dem anderen widerwärtig. Schiller konnte den Geruch fauler Äpfel nicht entbehren, die er immer in einem Schubsch seines Schreibtisches liegen hatte, während dem berühmten Physiologen Johannes Müller Nesebadust unerträglich war, ein „Geschmacks“widerstand, den wenige mit ihm teilen werden. Bezeichnend ist der „Nasengruß“ der Eskimos und Lappländer, die ihre Nasen aneinander reiben; ihnen wird es sehr leicht fallen, festzustellen, wen sie „nicht riechen können“.

Der Geruch hat neben dieser angenehmen Funktion auch noch eine sehr nützliche, lebenserhaltende. Er ist, auch bei ganz oberflächlicher Schulung, überall da ein Warner, wo unserem Leben durch giftige Speisen oder giftige Einatemungsluft Gefahr droht. Das Vorhandensein von Gärung und Fäulnis in Speisen und Getränken macht sich durch einen bestimmten Geruch bemerkbar. Vor der Einatmung ausgeströmten Gases warnt uns der Geruch, der es auch versteht, die Ventilation unserer Wohnräume zu überwachen. Wir riechen schlechte Luft, d. h. das überwiegende Vorhandensein von Kohlenäure in der Luft, der unserem Organismus schädlich ist, macht sich unserer Nase bemerkbar. Wenn man nach einem Gang in frischer Luft in ein ungelüftetes Schlafzimmer tritt, so riecht man unfein den Mangel des zuträglichen Sauerstoffes, den Ueberfluß an Kohlenäure und öffnet schnell die Fenster.

Die Beteiligung der Nase an dem Zustandekommen der Sprache ist ganz kurz gefaßt folgende: Bei der Bildung der Laute wird der Nasenrachenraum gegen den Rachen mehr oder minder abgeschlossen, und die Luft entweicht beim Anlauten durch den Mund. Der Abschluß geschieht hauptsächlich durch das Gaumensegel. Ist nun die Möglichkeit dieses Verschlusses behindert oder gar nicht vorhanden, so erfährt der Sprachklang eine Verintächtigungs, was bei Rühmungen des Gaumensegels, besonders nach Diphtherie bei Kindern, häufig ist.

Ein zweiter und häufiger Fall der Sprachstörung tritt bei starkem Schnupfen ein, wenn der Luftpassage durch die Nase Hemmnisse gesetzt sind. Man nennt das gewöhnlich „durch die Nase sprechen“, trotzdem gerade das Gegenteil der Fall ist.

Schließlich hat die Nase als Anfangsteil der Atmungsorgane die Funktion eines Wasserdampfspenders, eines Ofens und eines Filters.

Die Luft, die wir einatmen, wäre für die Luftwege, durch die sie aufgenommen wird, viel zu trocken. Um dem abzuhelfen, ist die Nasenhöhle mit der Nasenschleimhaut bekleidet, die stets von einem schleimig-wässrigen Sekret bedeckt ist. Die Verdunstung dieses Sekrets sättigt die Einatemungsluft bei ihrem langsamen Durchströmen durch die Nase mit Wasserdampf, so daß die Luft mit der nötigen Feuchtigkeit in die Lungen gelangt. Auf diesem Wege wird die Luft gleichzeitig mit der ihr meistens mangelnden Wärme versehen, und zwar geschieht das durch die massenhaft in der Nasenschleimhaut vorhandenen Blutgefäße, die etwas von ihrer Blutwärme an die durchströmende Luft abgeben. Als Filter

dienen die Haare, die gleich im Naseneingang eine Menge schädlicher Beimengungen, die sich in der Luft befinden, auffangen. Was diesen Wache haltenden Hürden nicht aufzufangen gelingt, bleibt in der feucht-lebrigen Wandung der Nasenhöhle haften, die Staubpartikel und Pilzkeime festhält. Als besondere Schutzvorrichtung ist die Nasenschleimhaut noch mit Fimmern, einer Art feiner Härchen, versehen, die sich unausgesetzt in Bewegung befinden und alles, was nicht in die Nase gehört, ebenso sanft, langsam und höflich, als entschieden hinauskomplimentieren.

Daran ist zu ermessen, welche Schädlichkeiten eine Erkrankung der Nasenschleimhaut mit sich bringen kann, deren als Schnupfen bekannte Entzündung wohl keinem Sterblichen erspart bleibt. Auch die zuträgliche Wirkung des „Niesens“, das durch größere Absonderung von Nasenschleim ein gründliches Reinemachen in dem Riechorgan veranstaltet, ist aus dem Vorhergesagten erklärlich und macht die Sitte des „Schnupfens“ begreiflich, die jahrhundertlang bei Männern und Frauen bestanden hat und sich in einzelnen Gegenden noch erhält.

## Kleines feuilleton.

Peter Cornelius und Wagner. Am 26. Oktober 1874, vor nunmehr einem Vierteljahrhundert, ist in seiner Vaterstadt Mainz der Diatierkomponist Peter Cornelius gestorben; zwei Monate vor seinem 50. Geburtstag war er der deutschen Kunst entrisen worden. Obwohl er so bereits den Jahren nach des Lebens Höhe erreicht hatte, stand er als Schaffender noch in der ersten Vollkraft der Jugend; nach langem Ringen, nach manchen Niederlagen hatte er den Weg zur sicheren Meisterschaft gefunden. Werk auf Werk entquoll nun seiner feilich ammutigen Natur, sein Name fing gerade an, weiteren Kreisen bekannt zu werden. Erst spät hat die Nachwelt gut gemacht, was die Wittwe nicht mehr spenden konnte, und heute, an seinem fünfundsanzigjährigen Todestage, stehen wir der Kunst dieses Liedermeisters näher dem je zuvor. Sein „Barbier von Bagdad“ erscheint neben Wagners „Meisterfingern“ als die schönste deutsche komische Oper, in der er dem Ideal jugendlichen Schwärmens, ein „Kriophanes der Musik“ zu werden, in eigenartiger Form nahegekommen; sein „Eid“ ist erst jüngst wieder mit großem Beifall unserer Opernbühne gewonnen worden; sein ganzes Werk liegt in einer schönen, von seinen Kindern pietätvoll veranstalteten Ausgabe vor uns; seine Lieder werden überall gesungen; seine klangvollen, schlicht-innigen Gedichte sind in billiger, charakteristischer Auswahl verbreitet. Der bescheidene, anspruchslose Künstler hat wohl selbst eine solche allgemeine Anerkennung nicht geahnt; er fühlte sich „als Nebenmensch“; der Weihnachtsabend von 1824, der ihn der Welt geschenkt, habe in ihm ein wunderliches Weihnachtsbäumchen erstehen lassen, so meinte er lächelnd, in dessen kräftig grünen Waldbusch allerhand Schnurren und märchenhafte Flitter hineingebängt seien. Aber der stille, gütige Mensch war sich doch seiner Eigenart, der in ihm wohnenden Schöpferkraft tief bewußt und hat sein loßbares Teil eigenen Künstlertums in mannhaften Kämpfen gegen Wagners übermächtigen Einfluß sich bewahrt. In die Sphäre der Wagnerischen Zukunftsmusik trat er, als er 1852 in Weimar Schüler und Freund Liszts wurde. Als ein begeisterter Verehrer, als hingebender, treuer Helfer kam der junge Musiker dem größeren bald nahe und wandte die dramatischen Formen, wie sie Wagner in seinen ersten Werken gestaltet, in seinem „Barbier“ auf das Gebiet der komischen Oper an.

Doch in Cornelius' feiner, zarter Seele lehnte sich allmählich etwas auf gegen die Uebergewalt der Wagnerischen Musik, die den leisen, innigen Klang seiner inneren Melodien in ihm übertönte. Das Studium der Tristan-Partitur, das ihn mitten in der Arbeit an seinem „Eid“ magisch in andere Sphären zog, bereitet ihm schwere Konflikte. Als in Wagners Leben der glückliche Umschwung eintrat, als er nach München in Macht und Glanz kam, da berief er auch seinen treuen Peter zu sich und garantierte ihm ein sorgenfreies Leben. Aber obwohl Cornelius in bitterster Not war und schon daran gedacht hatte, einen Souffleurposten anzunehmen, wollte er doch nicht seine Selbständigkeit in Wagners Diensten aufgeben. „Ich sollte ganz Kurwenal werden,“ schreibt er. „Wagner begreift nicht, daß ich dazu, bis zur Hundstreu, manche ganz entsprechende Eigenschaften habe, aber leider ein einzig bißchen Selbständigkeit im Charakter und Talent zu viel, um diese Null hinter seiner Eins zu sein. Ein Höriger schreibt keinen „Eid“. Auch wäre ich nur eine Art geistiges Möbel für ihn ohne Einfluß auf sein Leben, so weit es tiefer liegt. . . Ich habe mich Wagner nie aufgedrängt. . . Ich freute mich herzlich seiner Freundschaft, und bin ihm aufrichtig zugetan in Wort und Tat. Aber sein Leben teilen — das lode mich nicht. Ich habe so was durchgemacht. Mit Liszt. Da tat ich alles naiv, aus innerem Lebensdrang. Unterdesen bin ich ein Mann geworden und will meinen Winkel für mich in der Welt haben, wie der Hund seine Hütte. . . Heil mir, ich bin ein freier Mann — es fehlt noch viel, daß alles gut sei, aber kein Köder, keine Angel fängt mich ein.“ Und schließlich nahm er aus äußeren Gründen doch die Vernunft nach München an, obwohl eine tiefste Stimme ihm sagte: Geh nicht hin.